

ein Schuß von dem Backsteinhaufen herunter, hinter dem Kopf unseres Kameraden spritzte die Erde weg. Er selbst sank röchelnd mit durchbohrter Stirn zu Boden. Er wurde zurückgetragen, starb aber beim weiteren Rücktransport im Krankenwagen und wurde auf dem Friedhof des Dorfes Douvrin begraben. Von den 280 Mann, die mit der Kompagnie ins Feld gezogen waren, waren wir nur noch fünf, die ohne Unterbrechung den Krieg bis dahin mitgemacht hatten. Dazu kamen noch mehrere hundert Mann Verluste der Abteilungen, die während des Feldzuges als Ersatz zur Kompagnie gekommen waren. Bei einem Angriff, den wir auf ein vorgeschobenes englisches Grabenstück machen mußten, wurde Zanger durch eine Handgranate an der Stirn verwundet und kam zurück. Bald schrieb er, daß er sich in einem Lazarett der Stadt Donai befinde. Mann nannte uns in der Kompagnie nur "die beiden Unzertrennlichen." Da er nun fort war, war es mir noch mehr verleidet, und ich sann auf Mittel, wie ich diesem schrecklichen Hundeleben enttrinnen könne. Ein anderer Kamerad von mir, ein Badenser namens Benz, hatte auch dick an der Geschichte, und wir berieter, was wohl zu tun sei. Auf einmal sagte Benz: "Ich hab's!". Nahm sein künstliches Gebiß aus dem Mund und trat es mit dem Stiefel in den Dreck. "So, jetzt meld' ich mich krank wegen Magenschmerzen und ich komme zurück ins Lazarett", sagte er. Da fiel mir ein, daß ich mehrere faule Zähne im Munde hatte; obschon ich gar keine Zahnschmerzen hatte, wickelte ich mein vor Dreck starrendes Halstuch um den Kopf, ging zum Kompagnieführer und meldete mich krank da ich es vor Zahnschmerzen nicht mehr aushalten könne. Bald kam Benz mit seinem Anliegen. Der Kompagnieführer sagte, er könne uns nicht zurückschicken, da er Befehl erhalten habe, alle nur einigermaßen kampffähigen Soldaten vorne im Graben zu behalten, da immer ein Angriff der Engländer befürchtet wurde. Trotz unserer Bitte, weigerte er sich, uns eine Bescheinigung zu geben, und ohne Bescheinigung des Kompagnieführers lief man nicht weit. Wir gingen wieder zurück an unsere Plätze. Die Engländer schossen dauernd mit kleinen Minen in unseren Graben. Das am weitesten vorgeschobene Grabenstück mußten wir räumen, da dasselbe nur 16 m von dem englischen Graben entfernt war und die Engländer immer Handgranaten hineinwarfen. Benz und ich beschlossen nun, ohne Bescheinigung zurückzugehen. Wir hingen die Tornister um, nahmen die Gewehre und schlichen zu dem nach rückwärts führenden Laufgraben. In dem Laufgraben lagen mehrere Tote im Dreck, die beim Munitionsholen gefallen waren. Wir schritten

über sie hinweg, und etwa 400 m weiter zurück gelangten wir ans Ende des Laufgrabens, der zwischen zwei Häusern des Dorfes Auchy auf die Straße mündete. Als wir um die Ecke wollten, stand da ein Feldgendarm und verlangte unsere Ausweise. Trotz allen Redens ließ er uns nicht durch und er schickte uns wieder zur Kompagnie nach vorne. Wir gingen zurück in den Laufgraben; nachdem wir etwa 50 m zurückgelegt hatten, kletterten wir zum Graben hinaus und liefen hinter einigen Häusern durch um weiter vorne die Straße zu gewinnen. Die Engländer, die uns sahen, schossen einige Schüsse auf uns, zum Glück ohne zu treffen. Wir erkundigten uns nach dem Bataillonsarzt, der sich in einem Keller aufhielt. Da wir keine Bescheinigung hatten, sagte er uns: "Drückeberger!" und jagte uns zum Keller hinaus. Nun gingen wir zum Regimentsarzt, der auch in einem Keller wohnte. Als wir eintraten sagte er: "Na, wo fehlt's?" Ich sagte, daß ich starke Zahnschmerzen habe. Er schaute mir in den Mund, und als er meine schlechten Zähne sah, schrieb er mir gleich einen Aufnahmezettel ins Kriegslazarett II, Zahnstation in Donai. Mein Kamerad Benz hatte das gleiche Glück, und wir beide walzten los. Wir waren überglücklich, dem elenden Leben im Graben für einige Zeit entronnen zu sein.

In Henin-Lietard bestiegen wir den Zug und fuhren nach der Stadt Donai. Dort angekommen, ging ich gleich ins Lazarett, und sofort wurden mir zwei Zähne gezogen. Die nächsten drei Tage wurden mir je zwei Zähne gezogen. Es war kein geringer Schmerz, denn es geschah ohne Einspritzung. Da wir ausgehen durften, besuchte ich auch Zanger, der in einem anderen Lazarett lag. Seine Wunde an der Stirn war bald wieder geheilt. Beim Abschied dachte keiner von uns, daß wir uns zwei Jahre lang nicht mehr sehen würden. Nach drei Tagen wurde ich aus der Zahnstation entlassen und mußte mich in der Kürassierkaserne melden. Dort wurden alle aus dem Lazarett Entlassenen nochmals ärztlich untersucht und entweder an die Front oder nach Deutschland geschickt. Der Arzt stellte bei mir einen schweren, infolge der Erkältungen zugezogenen, Katarrh fest, und ich wurde zum Ersatzbataillon des Infanterieregiments 112, welches in Donaueschingen, Baden, lag, zurückgeschickt. Wie glücklich war ich, ganz von der Front wegzukommen. Und doch war es mir nicht ganz recht, da ich meinen Kameraden Zanger verlassen mußte. Ich ging gleich zum Bahnhof in Donai und fuhr mit einem bayerischen Lazarettzug durch Belgien bis Aachen. Dort mußten

wir aussteigen, bekamen etwas zu essen, und ich fuhr dann mit einem Personenzug nach Köln. Dort blieb ich einen Tag und besichtigte die Stadt und den Rhein. Dann bestieg ich einen Schnellzug, fuhr I. Klasse durch das herrliche Rheintal. [Ein Herr, der sich im gleichen Abteil befand, erklärte und zeigte mir die schönsten Punkte. So das mächtige Niederwalddenkmal, die oben auf dem Berge gelegene Festung Ehrenbreitstein, den Loreleifelsen, die Mündung der Mosel in den Rhein, Blüchers Denkmal bei Kaub usw. Es war eine schöne, interessante Fahrt obwohl es Winter war. Meiner Ansicht nach, ist das Rheintal von Mainz bis Köln eine der schönsten Gegenden, die es gibt. Mit dem Schnellzug fuhr ich nach Offenburg, Baden, wo ich nachts ankam. Da der letzte Zug der Kinzigthalbahn nach Donaueschingen bereits abgefahren war, übernachtete ich im Bahnhof Offenburg.] Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem ersten Zug nach Donaueschingen und meldete mich beim Ersatzbataillon, welches in Baracken untergebracht war. Bald traf ich mehrere Kameraden meiner Kompagnie, die zu halben Krüppeln geschossen waren und nun geheilt auf ihre Entlassung warteten. [Unser aktiver Hauptmann war auch dort und unterhielt sich längere Zeit mit mir.]

Am folgenden Tage meldete ich mich krank, und wurde dem Karlskrankenhaus überwiesen. Dort pflegten mich und noch viele andere katholische Schwestern, die sehr freundlich und gut zu uns waren. Es gefiel mir dort ausgezeichnet und hatte nur den Wunsch, lange dort bleiben zu können. Nur zu bald sollte die Herrlichkeit ein Ende finden, denn nach fünftägigem Aufenthalt kam der Befehl: Alle Elsässer des Ersatzbataillons 112 müssen nach Freiburg zum Ersatzbataillon des Infanterieregiments 113. So mußte ich von den guten Schwestern Abschied nehmen. Wir fuhren mit der Höllentalbahn nach Freiburg hinunter. Unterwegs wurde von den Elsässern weidlich auf die Preußen geschimpft, und man hörte Ausdrücke, die wenig patriotisch klangen. In Freiburg wurden wir in einem Fabrikraum in der Wasserstraße untergebracht. Als Nachtlager diente ein am Boden liegender Strohsack. Ich meldete mich gleich wieder krank. Einige junge Ärzte horchten an mir herum und das Resultat war, daß ich wieder Dienst mitmachen mußte. Im ganzen war ich etwa 7 Tage in Freiburg.

Eines Abends nach Dienstscluß, saßen wir eine ganze Menge Elsässer beisammen. Es waren lauter junge Soldaten, die noch nicht im

Felde gewesen waren. Sie sagten ich solle ihnen etwas von meinen Kriegserlebnissen erzählen. Ich erzählte ihnen unter anderem auch die Ereignisse vom 26. August, von dem Befehl des Generals Stenger, keine französischen Gefangenen zu machen und alle zu töten und daß ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie französische Verwundete getötet wurden usw. Auf einmal kam der Kompagnieschreiber in den Saal und rief: "Richert soll auf Schreibstube kommen". Ich hatte keine Ahnung weshalb, bald sollte ich es erfahren. Der Kompagniefeldwebel sagte zu mir: "Na, Sie können schöne Geschichten erzählen. Was erzählen Sie denn soeben den Mannschaften?" Ich sagte, ich hätte ihnen von meinen Kriegserlebnissen erzählt. Da schnauzte er mich an: "Was, sie wollen wohl behaupten, daß ein deutscher General den Befehl gegeben hatte, französische Verwundete zu töten?" Ich sagte: "Herr Feldwebel, der Befehl wurde tatsächlich am 26. August 1914 als Brigadenbefehl gegeben, und der General Stenger war der Führer der Brigade." Der Feldwebel brüllte nun: "Nehmen Sie sofort diese Behauptung zurück, oder Sie sollen mal sehen!" Ich antwortete: "Ich kann meine Aussage nicht zurücknehmen, da dieselbe auf Wahrheit beruht." "Sooooo, scheren Sie sich weg, das weitere wird sich finden!" brüllte nun die Kompagniemutter, und ich ging. Am nächsten Nachmittag war ein Übungsmarsch in die Schwarzwaldberge mit kriegsmäßig bepäcktem Tornister. Die Kompagnie war in der Wasserstraße angetreten. Da wurde ich wieder auf die Schreibstube gerufen. Dort erwartete mich der strenge Hauptmann der Kompagnie. Seine Augen funkelten wie die eines gereizten wilden Tieres. "Sie niederträchtiges, gemeines Rindvieh! Sie behaupten ein deutscher General hätte den Befehl gegeben, feindliche Verwundete zu töten, nicht wahr? so empfang er mich. Ich stand stramm vor ihm, und ohne mit einer Wimper zu zucken schaute ich ihm in die Augen und antwortete: "Jawohl, Herr Hauptmann!" Wütend fuhr er nun auf mich los und schrie: "Sie verfluchter Vaterlandsverräter! Auch mir gegenüber wagen Sie es, Ihre Aussagen zu behaupten. Sie Schwein, Sie Kamel, Sie Rinozeroß!" Und nun folgten die Namen wohl aller wilder und noch einiger zahmer Tiere und der Schluß dieser Litanei war: "Scheren Sie sich zum Teufel, Sie Himmelhund, Sie Gottverfluchter!" Ich machte kehrt und ging hinunter in die angetretene Kompagnie. Wir marschierten nun los. Als wir eine Bergstraße hinaufmarschierten, kam der Hauptmann, der bis dahin hinter der Kompagnie

geritten war, neben die Kompagnie nach vorne. Bald bemerkte ich, daß er mich suchte. Und richtig, als er mich sah, sagte er: "Na Sie Lummel, kommen Sie mal her!" Ich trat aus dem Glied und stand stramm vor ihm. "Na, packen Sie mal Ihren Tornister aus!" Ich tat es, aber es fehlte nicht ein Stückchen darin. Da sagte er: "Sie werde ich schon noch rankriegen", damit ritt er der Kompagnie nach. Ich packte meine Sachen wieder ein und mußte nun bergauf im Laufschrift, um die Kompagnie wieder einzuholen.

Des anderen Morgens beim Antreten, jagte mich der Feldwebel aus dem Glied in das Quartier. Dort kümmerte sich kein Mensch um mich, und ich wußte nicht, was das eigentlich zu bedeuten habe. Am nächsten Tage kam ein Unteroffizier mit zwei Mann in den Saal und fragte nach mir. Ich meldete mich. "Kommen Sie mit!" "Ja," sagte ich, "sofort, ich will nur schnell umschnallen." "Das brauchen Sie nicht", sagte er, "Sie sind Arrestant." Ich war gar nicht überrascht und ging mit. Wir gingen durch mehrere Straßen. Die beiden Soldaten mit ihren Gewehren links und rechts, der Unteroffizier hinter mir. Viele Passanten blieben stehen und schauten uns nach und ich hörte mehrere Male halblaut sagen: "Ein Spion". So kamen wir in die Kaserne des Infanterieregiments 115. Auf einem Korridor mußten wir lange warten. Da hörte ich aus einem Zimmer rufen, ich solle eintreten. Ich trat ein. Dort saß ein Major mit seinem Schreiber. Lange sah mich der Major an und musterte mich von oben bis unten. Ich stand still und sah ihm ungeniert in die Augen. Nun ging das Verhör los. Name, Kompagnie, Heimat, Eltern, ob mein Vater bei der deutschen Armee aktiv gedient usw. Ich beantwortete alle Fragen. "Nun wollen wir zur Hauptsache", sagte er. "Sie haben eine ungeheuerliche Aussage gemacht in Betreff eines Befehls Ihres Brigadegenerals Stenger. Wie kommen Sie dazu? Erzählen Sie mir mal genau den Hergang der ganzen Sache." Ich erzählte nun dem Major so, wie sich die Sache tatsächlich zugetragen hatte, und nannte als Zeugen die Namen mehrerer Kameraden, die noch bei der Kompagnie im Felde waren. Der Schreiber mußte alles niederschreiben. Dann schrieb der Major einen Zettel, gab ihn dem Unteroffizier, der mich dorthin begleitet hatte und sagte ihm er solle ihn in der Kompagnie abgeben. Zu mir sagte dann der Major: "Sie können gehen!" Wir gingen nun wieder zur Kompagnie zurück. Dort hieß es bald: Richert macht wieder Dienst.

Am nächsten Tage wurde ein Transport ins Feld aufgestellt. Natürlich war ich dabei, obwohl ich mich noch nicht gesund fühlte. Bei der ärztlichen Untersuchung wurde ich gleich zu vorderst gestellt und als mich der Arzt untersuchen wollte, hörte ich den daneben stehende Feldwebel sagen: "Es ist der Richert!" Nun sagte der Arzt gleich: "K.V." das heißt kriegsverwendungsfähig. So hatte ich meine Strafe, denn viel lieber wäre ich ins Gefängnis als wieder ins Feld. Aber was wollte ich machen? Ich war eben wie noch tausende andere ein willenloses Werkzeug des deutschen Militarismus. Wir wurden nun ganz neu eingekleidet, und da es nächsten Morgen um 5 Uhr an die Bahn gehen sollte, bekamen wir bis nachts 11 Uhr Urlaub. Nun ging es in die Wirtschaften. Da ich mit meinen Angehörigen keine Verbindung hatte, war es in meinem Portemonnaie schlecht bestellt. Ich besaß ganze 5 Mark. Die Hälfte davon wurde in Bier umgesetzt. Die jungen Soldaten sangen übermütige Lieder und machten Sprüche, wie sie den Feind verhauen wollten usw. Ich dachte, wartet nur, nur zu bald wird euch der Übermut vergehen! Mit einem halben Bierdusel legte ich mich dann auf meinen Stroh sack und mit Schauern dachte ich an die zukünftigen Nachtlager im Felde, da es noch immer Winter war. Am Morgen ging es zur Bahn. Wir waren 1200 Mann, halb Elsässer, halb Badenser. Wir führen nun Baden hinunter nach Karlsruhe, wo wir in einer Kaserne die Gewehre bekamen. Dann ging es wieder durch die Nacht zur Bahn; die Stimmung bei uns Elsässern war nicht gut. Als eine Frau fragte: "Wo wollt ihr denn alle hin?" antwortete ein Mülhauser: "Geh verrecka, Gottver....".

Im Bahnhof hielt der Großherzog von Baden eine Ansprache um unser Mut zu machen. Er sagte, daß wir in die Karpathen kommen würden und wir sollten im Verein mit unseren österreichischen Kameraden die Russen bald aus Österreich hinauswerfen. Ich dachte bei mir, der hat gut reden. Dann ging es weiter, wir fuhren in dritter Klasse Wagen, sechs Mann in einem Abteil. Von Karlsruhe ging es nach Mannheim, Heidelberg durch das schöne Neckartal, Württemberg. In der bayerischen Stadt Würzburg bekamen wir Kaffee, Wurst, Butter und Brot. Dann ging es weiter durch den verschneiten fränkischen Jura, durch das Fichtelgebirge über Hof nach Sachsen, über Chemnitz, Freiberg nach Dresden. Die Reise war ja sehr interessant. Ich saß am Fenster, betrachtete die vorbeifliegenden Gegenden und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

In Dresden blieb unser Zug bis gegen Morgen stehen. Dann ging es weiter, und als ich erwachte befanden wir uns bereits in Österreichisch-Böhmen. Dem Elbtal entlang ging es weiter nach Prag, der Hauptstadt Böhmens. Dort bekamen wir wieder zu essen. Die Einwohner von Prag betrachteten uns mit feindseligen Blicken, denn die Böhmen waren keine Freunde der Österreicher und ebensowenig der Deutschen. Dann fuhren wir weiter an der schönen Stadt Brünn vorbei nach der österreichischen Hauptstadt Wien. Dort gab es wieder zu essen. Nachher mußten wir in zwei Gliedern antreten, eine österreichische Regimentsmusik spielte und eine österreichische Großherzogin verteilte mit ihrem Gefolge Bilder mit ihrer Fotografie an uns. Mir machte das wenig Freude, denn diese Zeremonien waren mir sehr verhaßt. Von Wien ging es dann weiter der herrlichen Donau entlang über Preßburg nach Budapest, der Hauptstadt Ungarns. 92 Das Donautal zwischen Wien und Budapest ist sehr schön und interessant. Eine Menge Dampfer belebten den mächtigen Strom und überall jubelte die Bevölkerung uns zu und rief: Heil und Sieg! Auch bekamen wir, wenn der Zug hielt, oft Liebesgaben, besonders Rauchwaren. Von Budapest fuhren wir zwei Tage durch die große ungarische Ebene. 92 In den beiden Tagen sah ich keinen Hügel von 10 m Höhe. Alles eben wie eine Tischplatte. Und überall dasselbe Bild: Dörfer, einzelstehende Gehöfte, alle Häuschen weiß getüncht mit Stroh oder Schindeln gedeckt und dabei der Schwebbaum des Zierbrunnens. Zur Abwechslung sah man oft auch Windmühlen. 92 Mehrere Male sah ich Rudel Hirsche bis zu 10 Stück auf den Feldern stehen oder liegen. Der große Fluß, die Theiß, führte Hochwasser und die Gegend war weit überschwemmt. In der Stadt Debreczin bekamen wir wieder Essen: Suppe, gebratenes Fleisch und Kartoffeln mit Sauce. Aber es war für uns fast unmöglich, etwas zu genießen, da alles mit dem roten Pfeffer, der in Ungarn so beliebten Paprika, zu stark gewürzt war. Es brannte uns im Mund und Hals wie Feuer. Dann ging es weiter nach der Stadt Tokay. 92 Dort war alles, soweit man sehen konnte, mit Reben bedeckt. ~~§~~ Dort wächst der berühmte Tokayer Wein. Beim Weiterfahren sah ich in der Ferne die mit Schnee bedeckten Karpatenberge auftauchen. In Ungarn sahen wir sehr viele sehr hübsche braune Mädchen. Dieselben trugen ein farbiges Mieder, kurzes Röckchen und bis an die Knie reichende Husarenstiefel. Wir bekamen von ihnen massenweise Kußhände zugeschickt, die wir natürlich erwiderten. Wenn der Zug langsam

fuhr kamen massenweise Zigeunerkinder und bettelten Brot. Oft wurde ihnen ein Stück hinausgeworfen, und es machte uns Spaß, wie sie sich darum balgten. Wir sahen dort auch ganz andere Rassen Rinder und Schweine; die ausgewachsenen Ochsen hatten mächtige Hörner von mindestens 1,50 m Spannweite. Schweine sahen wir dort, die ganz unseren Schafen ähnlich mit Wolle bedeckt waren. Nun erreichten wir die Stadt Muncaks. Diese Stadt liegt am Fuße der Karpathen. Wir mußten dort aussteigen. Man war ganz steif und wie gerädert vom langen Sitzen, denn die Bahnfahrt hatte sieben Tage und Nächte gedauert. Als unsere jungen Soldaten die hohen, schneebedeckten vor Kälte starrenden Berge sahen, verschwand bereits ein großer Teil ihrer Begeisterung. Mit Sehnsucht dachte ich an meine nun über 3600 km entfernten Lieben daheim. Ob ich sie wohl nochmals wiedersehen würde oder ob ich in dem großen Gebirge vor mir mein Grab finden werde?

Die nächste Nacht verbrachten wir in Muncaks in Massenquartieren. Am folgenden Morgen bestiegen wir nochmals die Bahn und fuhren etwa 8 km in das Gebirge hinein, bis zu dem Dorfe Volocs. Dort stiegen wir aus und kamen in Baracken, um die nächste Nacht zu verbringen. Da kein Ofen zum Heizen da war, froren wir schon die erste Nacht gewaltig. (Die Ortschaft Volocs bestand aus einigen armseligen Hütten.) Die Wände bestanden aus übereinandergelagerten Tannenstämmen. Dazwischen befand sich Moos und die Spalten waren mit Lehm verstrichen. Die Dächer bestanden aus Stroh. Ich hätte früher nie geglaubt, daß in Europa solche Behausungen zu finden seien. Einwohner bekam ich dort keine zu sehen.

Am folgenden Morgen brachen wir auf. Wir marschierten auf einer Zick-Zack-Straße einen hohen Berg hinauf. Dort sah ich die ersten Russen. Es waren Gefangene, die an der Straße arbeiteten. Es waren alles starke große Männer. Ihre Mäntel hatten die Farbe von Lehm. Auf dem Kopfe trugen sie hohe Pelzmützen. Ihre Füße staken in hohen bis zu den Knien reichenden Stiefeln. Beim Weiteraufwärtssteigen fing es an stark zu schneien, sodaß man keine 50 m weit sehen konnte. Bald sahen wir aus wie Schneemänner. Endlich führte die Straße bergab. Das Schneien hörte auf und wir sahen tief unter uns etwa 20 der elenden Häuser. Das Dorf hieß Verecky. Ein Soldat meinte: "Verecki, das ist noch eine Frage!" Wir marschierten weiter und erreichten bald ein anderes ebenso armseliges Dorf. Auf einer Tafel stand der

Name desselben: Also Verecky. Nun meinte der Soldat von vorhin: "Gibt's für uns keine Rettung mehr? Dort steht's: Also verecki." Trotz dem Ernst der Situation mußten wir lachen. In Also Verecky wurden wir einquartiert. Ich ging mit noch einem Kameraden zu einer dort stehenden österreichischen Feldküche und bat den Koch um etwas Warmes. Der Koch, obschon er kein Wort Deutsch verstand, gab jedem von uns beiden einen Becher sehr guten Tee mit Rum. Wir dankten und gingen nach der Hütte, die uns zugewiesen worden war. Dieselbe war aber art mit Soldaten vollgestopft, daß wir nicht das kleinste freie Plätzchen darin fanden. In den Nachbarhütten dasselbe Bild! Ich fragte nun einen daherkommenden österreichischen Soldaten, ob er uns beiden nirgends ein Unterkommen wüßte. Er sagte, wir sollen nur seinen Fußstapfen folgen, wir würden nach einer Viertelstunde zu einer Hütte kommen, die hinter einem kleinen Tannenwäldchen stehe. Da wir die Nacht nicht draußen im Schnee zubringen wollten, gingen wir dahin und erreichten bald unser Ziel. Ich öffnete die Türe und befand mich in einem Raum, dem ich keinen Namen geben konnte. Es war Wohnstube, Stall und Vorratskammer. Ich war ganz baff, mein Kamerad ebenfalls. In der Ecke vor uns standen zwei Kühe, des Wasser derselben lief über den Lehm Boden bis zur Eingangstür. Dabei hockten zwei halbnackte Kinder, kratzten den von dem Wasser aufgeweichten Lehm Boden auf und fabrizierten runde Kügelchen, ähnlich unseren Klickerla. Neben den Kühen stand eine Ziege an einem in den Boden geschlagenen Pfahl festgebunden. Nirgends ein Bett, nicht einmal ein Tisch. An der Wand war ein Gestell angebracht, das den vier, auf einer Bank Karten spielenden österreichischen Soldaten wohl als Schlafstelle diente. Unter dem Gestell bemerkte ich den Kartoffelvorrat der Familie. Aber wie armselig waren die gekleidet! Der Mann hatte zerrissene Stiefel an, trug das Hemd über der Hose, wie dies in der ganzen Gegend üblich war. Über die Schultern hing ein Schafpelzmantel, einen derselben Gattung trug auch die Frau. Der Mann trug einen mächtigen Bart und die Kopfhare halblang. Der Kopf selbst war mit einer Pudelkappe bedeckt. Wir beide konnten gar nicht fertig werden vor lauter Schauen. Weder die Soldaten, noch die Bewohner der Hütte konnten ein Wort Deutsch, und durch Zeichen gaben sie uns zu verstehen, Platz zu nehmen. Ich hing nun meinen Tornister ab und legte ihn neben den mächtigen Ofen, der als Wärmespender, Koch- und Backofen diente und wohl ein Viertel des ganzen Raumes einnahm.

95 Dann nahm ich den Helm ab und legte ihn auf meinen Tornister. Klatsch, es fiel mir beim Bücken etwas in den Nacken. Ich griff mit der Hand hin und o Schrecken! Nacken und Hand waren besudelt von einem nicht ganz kleinen Hühnerdreck. Ich schaute nun nach oben und gewahrte etwa 10 Hühner, die friedlich auf an die Balken genagelte Stäbe saßen, und falls sie etwas drückte, ganz gemütlich in die Stube hinuntersauten. Das war ein nettes Quartier! Aber immerhin besser als draußen im Schnee zu übernachten. Wir kochten uns im Ofen etwas Kaffee und aßen ein Stück Komißbrot dazu. Da wir von dem Marsche ermüdet waren, deuteten wir an, daß wir schlafen möchten. Als Schlafstelle wurde uns das Gestell angewiesen. Wir legten uns darauf und deckten uns mit unseren Decken zu. [Jeder Soldat erhielt nämlich beim Ausrücken ins Feld eine Wolldecke, um sich gegen die Kälte etwas schützen zu können.] Da es nun dunkelte nahm der Mann einen langen Span vom Ofen herunter, steckte ihn zwischen zwei Tannenstämme in die Wand und zündete ihn dann an. Das war die Beleuchtung. Zwei der Österreicher legten sich dann zu uns; die zwei anderen holten einige Handvoll Stroh, legten es auf den Boden, das war ihre Schlafstelle.

Ich war nun gespannt, wo die Familie sich wohl schlafen legen würde. Bald wurde mir dieses Rätsel gelöst. Die Frau kletterte auf den Ofen, der Mann reichte ihr die beiden Kinder hinauf, stieg dann selbst hinauf. Alle legten sich hin und deckten sich mit ihren Schafpelzen zu. Von einer Bettdecke oder Unterlage war nichts zu sehen. Bald schlief alles friedlich beieinander. Wir Deutsche, vier Österreicher, vier Rhuthenen, zwei Kühe, eine Ziege und die Hühner. Jedoch etwas wachte und zwar ein gefährlicher Feind: die Läuse. Schon in der Nacht wurde ich durch das Beißen wach, wußte aber nicht, daß es Läuse waren, da ich noch nie welche hatte. Am Morgen gingen wir wieder zu unserer Truppe. Unterwegs biß es mich ganz gewaltig auf der Brust. Ich kratzte drauflos, aber bald biß es mich noch mehr. Ich knöpfte nun Mantel, Rock, Unterjacke, Hemd und Finet auf und sah nun die Urheber des Beißens: Drei Läuse ganz vollgesogen saßen auf meiner Brust. Nun zwischen die Fingernägel und knacks, hin waren sie. Nun fing es mich an zu beißen: auf dem Rücken, an den Beinen und nah an sonstigen gewissen Körperteilen. Doch das war nur ein ganz kleines Vorspiel von dem, was noch kommen sollte.

Wir erreichten nun unsere Truppe, die schon zum Abmarsch ange-

treten war. Nun hörten wir in der Ferne vor uns: Bum, Bum, Bum - das Artilleriefeuer an der Front. Mit welchem Unwillen ich weitermarschierte, kann ich niemandem beschreiben. Was erwartet uns dort? Schnee, Kälte, nachts draußen liegen, Lebensgefahr! Wir marschierten nun an einigen Baracken vorbei, die als Feldlazarett dienten. Ich versuchte es nochmals mit Krankmelden und ging in die erste Baracke hinein. Dieselbe lag voll von Verwundeten und halberfrorenen Soldaten teils Deutsche, teils Österreicher. Sie waren fast alle grau gelb im Gesicht und sehr niedergeschlagen. Man sah ihnen an, daß sie sehr viel durchgemacht hatten. Ich meldete mich nun beim Arzte. Er fragte mich barsch, was ich eigentlich wolle. Ich sagte, daß ich an einem Katarrh leide und sehr entkräftet sei. Da lachte er mir ins Gesicht und sagte: "Na, mein Lieber, Sie waren wohl schon im Felde und haben die Nase voll. Machen Sie nur schleunigst, daß sie raus und zu Ihrer Abteilung kommen!" Was wollte ich machen? Ich marschierte hinterher und erreichte die Truppe bei ihrer nächsten Ruhepause.

Wir marschierten wieder den ganzen Tag bergauf, bergab; auf der glatten Straße rutschte man oft aus. Ganze Schlittenkarawanen fuhren an uns vorbei nach vorne mit Munition und Lebensmitteln beladen. Zurück kamen sie leer, einzelne Schlitten brachten Verwundete zurück. Gegen Abend erreichten wir wieder einige Baracken, wo wir die Nacht verbringen sollten. Man sah, daß der Straße entlang ein Dorf gestanden hatte. Die Häuser waren bis auf die Erde abgebrannt, nur die großen Ofen und die Kamine standen noch. Auf den verschneiten Bergabhängen sah man Stacheldrahtverhaue aus dem Schnee herausragen. Ich sah auch mehrere Bajonette. Ich fragte nun einen deutschsprechenden Österreicher, der zur Barackenwache gehörte, was das eigentlich zu bedeuten habe. Er erzählte mir, daß an dieser Stelle hart gekämpft worden war. Die Russen seien bis hierher vorgedrungen und mußten sich nach schweren Kämpfen zurückziehen. Unter dem Schnee lägen noch viele Tote die erst im Frühling, wenn es auftaut, begraben werden können. Nun war es mit dem Mut der jungen Soldaten, als sie dies hörten, vorbei, und sie machten lange Gesichter.

Am nächsten Morgen ging es dann wieder weiter. Wir bestiegen nun einen hohen Berg. Oben auf dem Kamm machten wir eine Ruhepause. An dieser Stelle befand sich die ungarisch-galizische Grenze. Die Aussicht von oben war herrlich. Ringsum die verschneiten Berge und

Schluchten, und an den Abhängen sah man oft herrliche Tarnenwälder. Von vorne dröhnte der Kanonendonner gut vernehmbar herüber. Nun ging es wieder im Zickzack bergab. In einer tiefen Schlucht sahen wir ein Geschütz mit Bespannung liegen. Wahrscheinlich war das Geschütz auf der glatten Straße ins Rutschen gekommen, abgestürzt und hatte wohl die Pferde mit hinuntergerissen. In dem Tal unter uns war die Haltestelle der Schlitten. Von hier wurde alles mit Trageseln auf schmalen Saumpfaden nach der Front geschafft. Wir gingen nun einer hinter dem anderen einen solchen Pfad entlang, der in Windungen um den Berg führte. Wenn uns Tragesel begegneten, mußten wir uns eng an die Bergwand drücken, um ihnen das Vorbeikommen zu ermöglichen, so eng war der Pfad. Endlich erreichten wir das Dorf Tucholka. Immer dieselben elenden Behausungen, dazwischen die dreckigen Bewohner mit ihren Schafpelzmänteln. Nachdem wir in Tucholka etwa eine Stunde geruht hatten, mußten wir in zwei Glieder antreten. Nun kamen die Kompagniefeldwebel des 41. und 43. Infanterieregiments, und wir wurden den Kompagnien zugeteilt. Ich kam mit noch etwa 50 Kameraden zur 7. Kompagnie des Infanterieregiments 41. Meine Adresse lautete nun: Musketier Richert, 7. Kompagnie, Infanterieregiment 41, 1. Brigade, I. Division, 1. Armeekorps Kaiserlich-deutsche Südararmee.

#### Kämpfe und Strapazen in den Karpathen

Bei Anbruch der Dunkelheit marschierten wir nun unter Führung der Feldwebel nach der Front. Am Tage war jene Strecke nicht zu passieren, da sie im Feuerbereich der russischen Artillerie lag. Wir erreichten nun das Dorf Orawa, das aus etwa 20 Hütten und einer Kirche bestand. Die Kirche war mit Blech bedeckt und der Turm hatte die Form einer Kuppel. Das Kreuz auf der Spitze hatte drei Querbalken, wovon der untere schräg stand, das Zeichen der griechisch-katholischen Religion. Das Dorf lag am Fuße eines etwa 8-km-langen, 1200-m-hohen Berges, welcher die Form eines Daches hatte und stellenweise sehr steil war. Der Berg heißt Zwinia. Die Stellung der Russen lag dem Gipfel entlang. Die Deutschen hatten sich etwa 200 m tief am Abhang etwa 1000 m über der Talsohle eingegraben. Gegen Morgen wurden wir in die Stellung hinaufgeführt. Der Schnee lag durchschnittlich etwa 70 cm hoch, in den Mulden und Schluchten war er mehrere Meter hoch zusammengeweht. Am Tage war der Verkehr am Bergabhang unmöglich, da die Russen von einigen vorspringenden Punkten die Abhänge mit Gewehr

und Maschinengewehrfeuer bestreichen konnten. Nun kamen wir zu unserer Kompanie. Die Mannschaften bestanden hauptsächlich aus Ostpreußen, die einen schlecht zu verstehenden Dialekt sprachen, und einigen Deutschpolen. Bei Tagesanbruch sah ich, daß fast alle sehr heruntergekommen waren und sehr schlecht aussahen. Sie erzählten uns, wie furchtbar sie unter der Kälte leiden würden und es solle ja keiner von uns wagen, den Kopf über den Schnee zu heben, denn die Russen, sibirische Scharfschützen, würden jeden wegknallen, der sich zeige. Da sah ich etwa 30 m von mir einen Deutschen den Graben verlassen, um sich den Berg hinunterzubeben. Päng, päng, päng knallten oben einige Schüsse. Der Mann warf die Arme in die Höhe und stürzte in den Schnee, er rührte sich nicht mehr. Er war der erste Tote von unserem Ersatz, ein starker übermütiger Junge, der während der Bahnfahrt wohl hundertmal den Cassenhauer gesungen hatte: "Der Storch, der ist ein Schnabeltier, er bringt die kleinen Kinder. Er ist aber nur in Sommer hier, wer besorgt denn die Sache im Winter?" Nun hatte der arme Tropf ausgesungen. Wie ich dann hörte wollte er tiefer unten am Abhang dürre Tannenreiser holen, um sich etwas Kaffee zu kochen.

Die Ostpreußen erzählten uns dann, daß sie schon mehrere Angriffe auf die russische Stellung gemacht hatten, aber jedes Mal mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden seien. Ihre Toten lägen noch oben und werden eingeschneit. Ich hob einen Moment den Kopf und sah mehrere starre Hände und Bajonette aus dem Schnee herausragen. Auch sah ich viele Erhöhungen im Schnee, worunter die Leichen der Gefallenen lagen. Das Essen konnte nur des nachts geholt werden, Da keine Feldküche hierherkommen konnte, wurde unten im Tal in kleinen tragbaren Kesseln gekocht. Bis nun die Esserholer die 1000 m gestiegen waren, war das Essen erkaltet, ebenso der Kaffee, und so bekam man nur jeden dritten Tag etwas Warmes. Wenn die Reihe das Essenholens an mir war, da aß ich meine Portion gleich unten. Das Kornbrot war derart gefroren, daß man kaum mit dem Taschenmesser ein Stück abschneiden konnte. Ich steckte das abgeschnittene Stück Brot zwischen Rock und Unterjacke auf die Brust, um es so auftauen zu lassen. Fast alle litten infolge der Erkältungen an Leibscherzen und Durchfall. Die meisten hatten Blut im Stuhl. Es war zum Verzweifeln und nirgends ein Ausweg, entweder der Tod, Verwundung, Erfrierung von Gliedmaßen oder Gefangenschaft. Es herrschte eine unglaubliche Mutlosigkeit unter den

Soldaten, und nur der furchtbare Zwang machte uns aushalten. Besonders die bitterkalten Nächte wollten kein Ende nehmen. An Schlaf war wenig zu denken, denn alles trampelte von einem Bein aufs andere und schlug mit den Händen um sich, um sich so etwas zu erwärmen. Manchmal schossen die Russen plötzlich mehrere Salven von oben herab. Da hielten die meisten von uns die Hände über den Schnee hinaus, in der Hoffnung einen Handschuß zu bekommen und so zurück ins Lazarett zu kommen. In besonders kalten Nächten erfroren oft mehreren Soldaten die Füße, Nasenspitzen und Ohren. Eines Morgens fand man zwei Horchposten erfroren im Schnee. Eines Tages setzte ein furchtbarer Schneesturm ein. Der Schnee bestand nicht aus Flocken sondern aus hartgefrorenen Nadeln. Der Graben war bald vollgeweht, und wir mußten dauernd mit unsern Spaten den Schnee hinauswerfen. Die Kälte drang uns durch Mark und Bein, und man konnte in dem Gestöber keine 30 Schritte weit sehen. Dies dauerte zwei volle Tage. Der Verkehr nach rückwärts war gänzlich unterbrochen, und wir bekamen nun einige Tage sehr wenig zu essen. Drei Tage bekamen wir gar kein Brot, nur steinharten, österreichischen Zwieback. Dann gab es mehrere Tage nur zu acht Mann ein Komißbrot von 3 Pfund pro Tag. Wir litten in jenen Tagen schwer Hunger und froren noch mehr.

Eines Tages erhielten wir Schmalz um es aufs Brot zu schmieren. Unser Gruppenführer Unteroffizier Will, ein roher Ostpreuße, machte gleich die Hälfte für sich in eine Blechbüchse. Die andere Hälfte wollte er uns acht Mann verteilen. Da sagte ich ihm, daß so etwas doch nicht gehe, das Schmalz gehöre in neun gleiche Teile verteilt. Als er mich noch dazu anschnauzte, wurde ich derart böse, daß ich ihm gehörig meine Meinung sagte. Von jener Stunde an schickanierte mich der Unteroffizier wo er nur konnte. Da ich gegen ihn machtlos war, verleidete es mir alles noch mehr, und ich nahm mir vor, mich selbst zu verwunden, um von hier wegzukommen. Zu diesem Zwecke band ich ein kleines Brettchen vor die Hand. Das Brettchen sollte die Pulverkörner und den Pulverschleim auffangen, damit der Arzt beim Verbinden nicht sehen sollte, daß der Schuß aus nächster Nähe abgegeben worden war. Bei einem geeigneten Moment wollte ich die Tat ausführen. Ich lehnte das geladene Gewehr an mein Knie, hielt die Hand mit dem davor gebundenen Brettchen etwa 20 cm über den Lauf, faßte mit dem rechten Daumen den Abzug, bis die Zähne zusammen und.. schoß doch nicht, da mir im letzten Moment der Mut fehlte.

Wir wurden alle von den Läusen sehr gequält, und man wußte nicht, wo sie alle hergekommen waren. Da es bei der Kälte unmöglich war, sich auszuziehen, konnten die Läuse ungeniert in den Kleidern nisten und brüten. Wenn ich vorne an der Brust bis unter den Arm kratzte, hingen mindestens vier an der Hand, wenn ich dieselbe herauszog. Die Kompagnie wurde jeden Tag schwächer, da es oft Verwundete und viele Schwerverkranke gab. Da bekamen wir eines Nachts ein Bataillon des 43. Regiments als Verstärkung.

Am Morgen kam der Befehl zum Angreifen. Ich dachte, unsere Führer sind verrückt. Angreifen mit uns halbtoten, entkräfteten Soldaten. Morgens um 10 Uhr gings los zum Graben hinaus. Vorher mußten wir mit den Spaten Ausfallstaffeln machen. Kaum waren wir draußen, als es von oben schon zu knallen anfing. In dem hohen Schnee konnte man sehr schlecht vorwärtskommen. Gleich stürzten einige getroffen in den Schnee. Leichtverwundete machten kehrt und liefen in den Graben zurück. Dann, wie auf ein Kommando, liefen alle zurück in den Graben. Die Toten und Schwerverwundeten blieben liegen, und verschiedene jammerten bis gegen Abend, bis sie starben. In der folgenden Nacht wurden wir endlich abgelöst und kamen hinunter in das Dorf Orawa. Wir waren 16 Tage ohne Ablösung oben gewesen. Wie froh waren wir, uns wieder mal in einer warmen Stube, auf einem trockenen Boden und zum Schläfe ausstrecken zu können. Am folgenden Tage bekamen wir unsere Löhnung. Wir bekamen für jeden Tag eine Mark Zulage, also 1,53 M. pro Tag. Nach drei Tagen Ruhe ging es wieder in Stellung, und dann wieder nach drei Tagen Stellung, drei Tage Ruhe und so weiter. Da, eines Tages, gab es plötzlich Tauwetter, ein lauer Wind strich über die Berge. Der Schnee fing an zu schmelzen, und es gab einen unglaublichen Dreck in den Gräben. Wir mußten den Graben tiefer machen, denn je mehr der Schnee schmolz um so niedriger wurde er. Mit der Schneeschmelze kamen auch die Gefallenen zwischen den Stellungen zum Vorschein, und es waren viele, die in allen möglichen Stellungen herumlagen.

#### 9.4.1915 Die Eroberung des Berges Zwinin.

103 Am Morgen des 9. April 1915 begaben wir uns wieder in Stellung vor Tagesanbruch. [Wir hatten zwei Bataillone des Infanterieregiments 43 als Verstärkung erhalten.] Vor dem Aufstieg wurde uns nicht gesagt, daß wir angreifen sollten, doch wir ahnten es. Oben angelangt, mußten wir gleich Ausfallstaffeln graben. Punkt acht ging's los. "Der Berg

muß um jeden Preis genommen werden!" lautete der Befehl. Kaum waren wir zum Graben hinaus, als oben schon die Köpfe der Russen mit den hohen Pelzmützen auftauchten und uns mit einem Schnellfeuer empfingen. Trotzdem lief und kletterte alles nach oben. Im Laufen schossen wir unsere Gewehre nach den sichtbaren Köpfen der Russen ab. Dadurch wurden sie beunruhigt und zielten nicht mehr genau. Ich duckte mich einen Moment hinter einen Erdhügel und zur Seite schauend sah ich, daß die Deutschen die ganze Länge des Berges angriffen, und stellenweise hatten sie bereits den Gipfel erreicht. Es war ein derartiges Geschrei und Geschöße, daß man weder die Kommandos noch sonst etwas unterscheiden konnte. Plötzlich fing ein russisches Maschinengewehr an, uns in die Flanke zu schießen. Sehr viele wurden getroffen und stürzten zwischen die Toten, die bei den früheren Angriffen gefallen waren. An besonders steilen Stellen, kollerten die Betroffenen eine Strecke weit den Berg hinab. Endlich kamen wir atemlos vor der russischen Stellung an. Einzelne Russen wollten sich noch wehren und wurden mit den Bajonetten niedergestochen. Die anderen hielten ängstlich die Hände in die Höhe oder flohen rückwärts den Berg hinunter. Die russische Stellung war nicht sehr stark besetzt gewesen, denn viele Russen waren mit dem Kochen ihres Frühstücks in den Unterständen, die sich am Abhang hinter ihrer Stellung befanden beschäftigt. Wir gingen nun bis an den Rand des Berges vor und sahen, daß den Abhang hinunter alles von Russen wimmelte, die abwärts flohen. Sie wurden nun massenweise niedergeschossen. Dieses Morden war schrecklich anzusehen. Da der Nordabhang des Berges ganz kahl war, fanden sie nirgends Deckung, nur wenige erreichten lebend den Fuß des Berges. Manche rollten 300 bis 400 m tief den Berg hinab. An verschiedenen Stellen lag noch eine Menge Schnee, der von Winde zusammengeweht worden war. Die Russen sanken darin ein bis an den Leib, und dadurch wurden sie am schnellen Fortkommen gehindert, sodaß fast alle totgeschossen oder verwundet wurden. Nun fingen wir an die Unterstände nach Lebensmitteln abzusuchen. Ich schob ein Zelt zur Seite, das vor dem Eingang eines Unterstandes hing und ging hinein, prallte aber gleich zurück, denn darin standen acht Russen, die den Mut nicht hatten zu fliehen. Sie hielten gleich die Hände hoch. Zwei von ihnen wollten mir ihr Geld geben, damit ich ihnen nichts tue. Und in Wirklichkeit war ich froh, daß sie mir nichts taten. Ich gab ihnen zu verstehen, daß sie hinausgehen sollten. Sie wurden von anderen Soldaten in Empfang genommen und auf

den Gipfel des Berges geführt, wo schon einige hundert Gefangene beisammen waren. Ich war wahrscheinlich in den Lebensmittelunterstand einer russischen Kompagnie geraten, denn darin lag ein mächtiges Stück Rindfleisch, eine Seite geräucherter Speck, mehrere Ballen Butter und eine Menge Zuckerbrötchen in runden Rollen. Schnell steckte ich Brotbeutel und alle Taschen voll Brötchen, schnitt mit meinem Taschenmesser die Speckseite entzwei und schnallte ein mächtiges Stück unter meinen Tornisterdeckel, sodaß auf beiden Seiten die Enden heraussahen. Dann schnallte ich mein Kochgeschirr los und stopfte dasselbe voll Butter. Zum Schluß nahm ich noch einige Handvoll Zucker aus einem Sack und füllte damit noch jedes leere Plätzchen in meinen Taschen aus. Inzwischen waren noch andere Soldaten in den Unterstand gekommen und in wenigen Minuten war er ausgeräumt. Viele Soldaten hatten nur Brot und sonstige Kleinigkeiten gefunden, Als sie meinen Speck zu beiden Seiten des Tornisters herausragen sahen, nahmen mehrere ihr Taschenmesser und schnitten Stücke davon ab, und bald blieb mir nur das Stück, das unterm Tornisterdeckel war. Es waren immer noch 10 Pfund, und ich gab einem guten Kameraden von mir, 105 [einem Badenser namens] Hu-bert Weiland, der vor dem Kriege Theologie studiert hatte, ein schönes Stück ab, ebenso noch kleinere Stücke mehreren elsässischen Kameraden, darunter auch dem Schmitt Anton aus Oberdorf.

Nun kam der Befehl, alles solle sich auf dem Gipfel des Berges sammeln. Die Verwundeten, die inzwischen verbunden worden waren, Deutsche und Russen, wurden nun auf Zelte gelegt und von den gefangenen Russen nach Orawa hinuntergetragen. Eine Abteilung Russen mußte uns helfen große Löcher auszuheben; darin wurden die Gefallenen, die beim Sturm sowie die schon früher ums Leben gekommen waren, begraben. Letztere hatten bereits ein schreckliches Aussehen, und man mußte seinen ganzen Mut zusammennehmen, um sie herbeitragen zu helfen. Wir blieben nun in der russischen Stellung über Nacht. In der Nacht setzte wieder heftiges Schneegestöber ein und am Morgen war wieder alles, Berge, Schluchten, Wälder in eine weiße Decke gehüllt. Vor uns befanden sich zwei Berge in Form von Häusern, mit der Schmalseite gegen uns. Durch die dazwischen liegende Schlucht sah man in einem Tälchen wieder einige der armseligen Hütten stehen, und im Hintergrund noch drei bis vier Berggipfel, einer höher als der andere. Es wurden nun Patrouillen auf die uns gegenüberliegenden Berge geschickt um festzustellen, ob dieselben von den Russen geräumt seien. Bald winkten sie von drüben, zum

Zeichen, daß die Russen weg waren und wir vorgehen konnten. Wir kletterten nun den Nordabhang des Zwinin hinunter; wo man hinschaute lagen tote Russen. Eingeschneit am Fuße einer Mulde lagen etwa 12 Stück übereinander, die die steile Mulde hinuntergerollt waren. Im Bach am Fuße des Berges lagen eine Menge tot im Wasser, mehrere lehnten noch am Rand, es war ein trauriges Bild. Die Russen waren gegen die Kälte viel besser ausgerüstet als wir. Sie trugen dicke wollene Mäntel mit Kapuze. Auf dem Kopf hohe Pelzmützen, ihre Füße staken meist in Filzstiefeln und ihre Hosen und Westen waren mit Watte gefüttert.

Wir gingen nun in der Schlucht zwischen den beiden Bergen vor und warteten am Ende derselben die Nacht ab. Bei Anbruch der Dunkelheit bestiegen wir den rechts liegenden Berg und in halber Höhe hoben wir einen Schützengraben aus. Es war eine kalte Nacht. Ein Kamerad von mir namens Brünig aus Mülhausen, Familienvater, dem es auch sehr verleidet war, verlangte von mir, ich solle ihm mit dem Kopf meines Beiles eine Kugel durch die Hand schlagen. Er wollte die Hand auf einen Baumstumpf legen. Ich sagte ihm, daß ich es nicht fertig brächte. Am Morgen als die Sonne aufstieg und wir weit und breit nichts von den Russen sahen, setzten wir uns hinter den Graben auf die Tornister und jeder aß, was er eben hatte. Plötzlich ein Sausen durch die Luft, im gleichen Moment ein furchtbarer Krach, Erde, Schnee, Rauch, alles wirbelte durcheinander. Eine große russische Granate hatte kaum 5 m vor unserem Graben eingeschlagen. Schnell sprangen wir alle in den Graben. Schon kam die zweite. Sie schlug unter einem Maschinengewehr ein und schleuderte dasselbe hoch in die Luft. Zwei Mann wurden getötet. Die dritte Granate explodierte dicht hinter dem Graben, die vierte mitten darin, etwa 7 m neben mir. Nun war es mir zu bunt. Ich sprang aus dem Graben, und lief am Abhang entlang in ein niedriges Gehölz, das hauptsächlich aus Haselstauden bestand. Bald war niemand mehr im Graben als die Getroffenen. Nach einer Weile hörte das Schießen auf. Wir gingen nun vorsichtig in den Graben zurück um nach den Verwundeten zu sehen. Bald brachten zwei Mann den Brünig, bleich wie der Tod wankte er daher, streckte die Arme von sich und rang nach Atem. Verletzungen konnte man an ihm keine sehen. Plötzlich schoß ihm Blut aus dem Mund und aus der Nase. Er stürzte hin und nach einige Zuckungen war er tot. Durch den Luftdruck der neben ihm platzenden Granate war ihm die Lunge geplatzt. Sieben Tote lagen noch im Graben, mehrere bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Wir legten nun alle sieben in eines der großen Gra-

natlöcher und deckten sie mit Erde zu. Dann befestigten wir mit Weiden zwei Stäbe in Form eines Kreuzes und steckten dasselbe auf das Grab. [Wir blieben dann noch zwei Tage in jenem Graben, bekamen kein Feuer mehr, da sich keiner zu zeigen wagte.] In der dritten Nacht unseres dortigen Aufenthaltes verließen wir den Berg, überschritten ein schmales Tal und gruben uns auf dem Berg jenseits des Tales ein. Die Russen lagen uns gegenüber auf einem langgestreckten Berg, der höher war als der unsrige. Am Tage mußten wir ständig sitzen oder liegen, da die Russen von oben in unseren Graben hineinschießen konnten. Der Abhang vor uns war mit mannshohem Gebüsch bedeckt. Eines Abends beim Dunkelwerden stand ich Posten, paßte aber nicht auf und plauderte mit den Kameraden. Plötzlich stand ein Russe vor uns auf dem Grabenrand, das Gewehr in der Hand. Ich glaubte es kämen noch viele und schlug mein Gewehr gegen ihn an. Da hielt er die Hände in die Höhe und sprang in den Graben zu uns. Es war ein Überläufer, der wohl schon genug hatte vom Krieg. Wir gaben ihm Zigaretten, und wie glücklich der Mensch war, nun sein Leben in Sicherheit gebracht zu haben! [An demselben Abend bekamen wir wieder frische Ersatztruppen aus Deutschland. Ein Unteroffizier, der auch zu unserer Kompanie kam, fiel schon in derselben Nacht. Wir lagen etwa drei Wochen in jener Stellung. Wir bekamen jeden Tag Artillerief Feuer von den Russen, sonst kam nicht viel Besonderes vor.]

Am 2. Mai hörten wir ganz in der Ferne das dumpfe Grollen der Geschütze. Es war der Durchbruch der deutschen Armee durch die russische Stellung bei Corlitze-Tarnow. Am 4. Mai hatte ich Geburtstag. Ich war nun 22 Jahre alt. Nachmittags fing der Russe mit Schrapnels unseren Graben zu beschießen an. Wir hatten Bretter über den Graben gelegt und oben mit Erde bedeckt, um uns gegen die Schrapnels zu schützen. Wir standen fünf Mann darunter. Plötzlich ein Sausen, ein Blitz, ein Knall, ich erhielt einen Schlag auf den Kopf und war besinnungslos. Als ich wieder zu mir kam, drehte sich alles im Kreise. Bald kehrte das Bewußtsein ganz zurück, und ich lag halb mit Bretterstücken und Erde zugedeckt im Graben. Auf dem Kopf hatte ich eine mächtige Beule, wahrscheinlich von einem Bretterstück herrührend, und im Gesicht unter dem rechten Auge die Haut abgeschürft, wohl von einer Erdscholle, die mir dorthin geflogen war. Einer der vier Kameraden lag tot im Graben. Ein anderer lehnte an der Grabenwand, den Kopf vornüber gehängt stöhnte er leise. Beim näheren Hinsehen bemerkte ich, daß er ein

Sprengstück in den Rücken erhalten hatte. Ich schrie nach den Sanitätern, aber niemand kam, denn jeder duckte sich in irgendeine Ecke im Graben. Als ich mich nach einer Weile wieder nach ihm umsah, war er tot. Von den beiden anderen sah ich keine Spur. Wahrscheinlich waren sie weggelaufen. Später erfuhr ich, daß mein guter Kamerad Weiland, der eine Brille trug, leicht verwundet worden war, durch die Brillengläser, die von Erdschollen zertrümmert ihm unterhalb der Augen im Gesicht staken. Wir bekamen dort sehr wenig Verpflegung und da meine Beute von Zwinin längst aufgezehrt war, litt ich wie alle anderen schwer Hunger. Eines Tages wurden wir etwa 10 Mann zurück nach dem Zwinin geschickt, um von den russischen Unterständen Bretter zu holen; damit sollten wir unserem Kompagnieführer einen Unterstand bauen. Am Zwinin angekommen, sahen wir, daß die Russen noch unbeerdigt umherlagen. Ihre Köpfe waren schwarz und ganz dick, der ganze Körper überhaupt derart aufgedunsen, daß die Uniform prall ausgefüllt war. Wir suchten nun nach etwas Eßbarem. Ich sah meine Kameraden Brotkrusten, die im Dreck lagen, auflesen, sie im Quellwasser wuschen und aßen. Vor mir lag ein Russe auf dem Rücken, den Rucksack hatte er noch aufgeschnallt. Ich sah, daß er einen Brustschuß erhalten hatte. Ich schnitt nun mit einem Taschenmesser die Riemen durch, zog den Rucksack unter ihm hervor, schnitt ihn auf und fand ein Stückchen Zucker und ein großes Stück Brot, jedoch war sein Blut durch den Rucksack und das Brot gesickert. Aber mein Hunger war derart, daß ich das mit Blut besudelte Stück wegschnitt und das andere aß. Wir suchten dann noch weiter, fanden aber nichts mehr. Wir nahmen nun jeder ein Brett und gingen zurück zu unserer Kompagnie. Wie wir dann erfuhren sind am Zwinin im Ganzen 12000 Mann auf deutscher Seite gefallen.

#### Beginn der großen Offensive im Mai 1915

Am 5. Mai 1915 verließen wir unsere Stellung und marschierten in einem kleinen Tale hinter der Front entlang nach Osten. Dort wimmelte alles von frisch angekommenen österreichischen Truppen. Es hieß, daß dort die russische Front durchbrochen werden mußte. Die Russen hatten ihre Stellung hier ebenfalls dem Kamm eines Berges entlang. Uns graute vor dem Angriff, doch diesmal hatten wir mehr Glück, wir blieben in Reserve. Wir lagen in Deckung gegen Sicht in einem Tannenwäldchen. Am 7. Mai morgens ging der Tanz los. Einige österreichische Gebirgsbatterien beschossen die russische Stellung. Bald ging die deutsch-